

Festrede von Herrn Dr. Joachim Gauck aus Anlass des 17. Tages der Deutschen Einheit im Sächsischen Landtag

Herr Präsident des Sächsischen Landtags,
verehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger,

wir feiern den 17. Jahrestag der deutschen Einheit und ich finde es schön, dass hier ein Vertreter der nationalen Minderheit sprechen darf. Nein, nein, ich meine nicht die Mecklenburger, meine Heimat. Sondern ich meine eine andere Minderheit: Ich meine die Menschen, die Freiheit für die Hauptsache im politischen Leben einer Nation halten. Von dieser Minderheit spreche ich. Und ich freue mich, in diesem Auditorium sehr viele weitere Mitglieder dieser nationalen Minderheit zu sehen.

Am Nationalfeiertag ist es ja übrigens schön und leicht über die Freiheit und die Nation zu sprechen. Mein Thema „Freiheit wagen, Verantwortung leben“ will aber auch ein wenig ausleuchten, dass es manchen zu schwierig erscheint, dieses Leben in Freiheit zu bejahen und als das uns Angemessene zu erkennen. Ich weiß, dass wir daran noch lange zu arbeiten haben, dass die Freiheit, die wir für so wichtig halten, auch von einer Mehrheit als Hauptsache anerkannt wird.

Wenn ich so durch das Land gehe - und auch in manch privater Runde -, scheint es mir, als gäbe es in diesem Land einen Artikel 1 einer geheimen Verfassung, der da lautet: Die Besitzstandswahrung ist unantastbar. Aber Sie alle wissen, dass unsere wirkliche Verfassung im Artikel 1 einen völlig anderen Text hat. Dort ist die Rede davon, dass die Würde des Menschen unantastbar sei. Diese Aussage unterscheidet nicht zwischen zu kurz Gekommenen und Übersättigten, Starken und Schwachen, zwischen Demokraten und Gleichgültigen oder Widersachern. Sie alle, die so unterschiedlichen Menschen, haben diese Würde. Es ist ganz schön kompliziert das zu glauben und das zu leben.

Aber dieser Staat gibt allen Bürgern gleiche Würde und gleiche Rechte. Was er nicht geben kann, ist, dass es nicht allen gleich gut geht. Dazu sind die Menschen auch einfach zu unterschiedlich. Wie in einer Schulklasse ist in der Bevölkerung ein buntes Gemisch zwischen Eifrigen und Faulenzern, zwischen Begabten und weniger

Begabten. Aber alle miteinander, auch wenn sie ihre Chancen nicht in gleicher Weise nutzen können, haben die gleiche Würde.

Wir feiern diesen Tag der Deutschen Einheit tief im Osten, hier in Dresden. Es wurde verschiedentlich von meinen Vorrednern Bezug darauf genommen. Und auch ich will das tun. Wir werden uns deshalb in erster Linie an dieser Stelle daran erinnern, dass dieser Tag der Deutschen Einheit immerfort alle Erinnerungsfähigen daran erinnert, dass vor der Einheit die Freiheit kam. Ohne, dass diese Menschen, von denen hier gesprochen wird, ohne dass nicht nur 1989 hier in Sachsen, sondern an vielen Stellen Europas, ganz besonders in unserem Nachbarland Polen, Menschen aufgestanden sind gegen ihre Unterdrücker, ohne das hätte es dies nicht gegeben, was wir heute feiern. Die Wiedervereinigung Deutschlands nicht und die Wiedervereinigung Europas nicht.

Deshalb ist der Hauptlehrsatz: „Vor der Einheit kam die Freiheit.“

Und was, meine Damen und Herren, was war eigentlich vor der Freiheit? Vor der Freiheit waren die kalten Winter der Ohnmacht und die dunklen Tage und Nächte der Angst. Die Filme und Bücher, die uns daran erinnern, mögen zwar vielen nicht passen, sie ziehen sich in das nostalgische Erinnern zurück – das ist jene gemütliche Form des Erinnerns, die völlig ohne Schmerz, ohne Leiden und ohne Tränen auskommt. Gezinkte Wirklichkeit. Wir gehören nicht zu denen, wir ziehen uns nicht in dieses Areal zurück, sondern wir schauen unsere Gesellschaft an, wie sie ist. Wir wissen, was vor der Freiheit war. Oft können wir das Davor und das Danach gar nicht mehr zusammenbringen.

Gestern Abend saßen wir in einem schönen Lokal und wurden bedient von einer jungen Frau von 20 Jahren aus Dresden und ich schaute sie an und freute mich über ihr Lächeln und das gute Essen und plötzlich dachte ich, sie ist ja eine ganz andere. Das, was mich so geprägt hat und worüber ich morgen reden werde, das müsste man ihr doch beibringen wie das Alphabet. Was mich so tief durchdrungen hat und was meine Seele geprägt hat und die der Älteren, die hier aufgewachsen sind, davon weiß sie alles nichts. Und dann freue ich mich, dass die Diktatur nicht in ihre Seele eingedrungen ist. Dass sie so anders, so unverstellt gucken kann, wie ich mit

meinem Alter das nie können werde. Für viele von uns, die dieses fröhliche Hineinwachsen in eine freie und offene Gesellschaft nicht erlebt haben, hat sich Freiheitsliebe mehr als Sehnsucht in unsere Seelen eingeschrieben.

Und nie können wir vergessen, wie die Ohnmacht wie ein Raureif über uns allen lag. Und auch das mussten wir ja erfahren: Dauert eine Ohnmacht lange genug, dann fehlt bei vielen plötzlich die Fähigkeit, Ohnmacht Ohnmacht zu nennen. Die Simplen fühlen nichts mehr, die finden alles normal und die Schlaunen nennen die Ohnmacht schon gar nicht Ohnmacht. Sie geben vor, überzeugt zu sein. Und sie bringen uns dann bei, dass wir inmitten dieser Areale der Ohnmacht „eine ganze historische Epoche weiter“ seien als die woanders im „verfaulenden Kapitalismus“ lebenden Menschen.

Da saßen wir im trüben Dunst der DDR-Wirklichkeit mit Trabant und Spreewaldgurke, wir fragten uns, wie kommen wir hoch, wenn wir nicht eintreten, wenn wir nicht niederfallen und sie sagten uns, wir sind eine ganze historische Epoche weiter. Na gut, wen das trösten mochte! Ja, was macht man dann? Was macht man dann? Das ist unser nächster Punkt.

Was also war dazwischen, zwischen dieser Zeit der langen Ohnmacht und zwischen der Freiheit. Naja, das muss ich wohl Sachsen nicht erzählen, was dazwischen war und Sie, Herr Präsident, und Sie, Herr Staatsminister, haben darauf hingewiesen. In diesem Raum hier unter uns und in diesem Land sitzen genug, die dabei waren 1989. Den Jungen und den Dazugezogenen sei es in Erinnerung gebracht. Dazwischen, im Oktober 1989, war das allerwunderbarste Erleben, das ein politischer Mensch sich überhaupt vorstellen kann, ein Fest der Wiedergeburt. Zu hohe Worte? Wirklich?

Ich erinnere mich eben noch sehr gut an die Angst auf den Gesichtern der Menschen als wir anfangen loszugehen. Wie ich in meiner Rostocker Gemeinde jenen bekannten Arzt ansprach, der in der ganzen Uni als ein Oppositioneller bekannt war und ihm die Papiere des Neuen Forums brachte und sagte, schau, es geht los, die Sachsen. Und wir sollten doch auch mal losgehen. Der schaute sich das an und

sagte zu mir mit gequältem Gesichtsausdruck: Ach Gott, das ist aber alles noch sehr verworren und sehr unklar, da wolle er doch lieber nicht dabei sein.

Ein wunderbar kluger Mensch. Aber im Banne einer langjährigen Ohnmacht. Es war für ihn unvorstellbar, wie viele seiner Krankenschwestern einfach auf die Straße zu gehen. Er hatte zu lange gebraucht, um an diese Position in seinem Lebensbereich zu gelangen, als dass er jetzt hätte unvorsichtig sein können.

Manche waren im Stande, diese Zurückhaltung Angst zu nennen, andere können das heute noch nicht. Es macht nämlich keine Freude, wenn man sich in der Weise erinnert, dass man traurig sein muss über sich selber, dass man Scham empfindet. Aber geheimnisvollerweise gehört es zu einem wirkungsvollen Neuanfang, dass das Zurückschauen mit diesen ganz menschlichen Regungen wie Trauer und Scham verbunden ist. Und immer, wenn wir die Vergangenheit aufrufen und meinen, ohne diese tiefen menschlichen Möglichkeiten auskommen zu können, werden wir scheitern. Wir werden ein Zerrbild des Vergangenen entrollen, das entweder nostalgisch oder völlig verlogen ist, jedenfalls fern der Wirklichkeit.

Deshalb habe ich davon gesprochen, dass 1989 so etwas wie eine Wiedergeburt war. Wir mussten plötzlich begreifen und ich habe in den Gottesdiensten, die bei uns immer am Donnerstagabend waren, - wir wollten ja, dass die Kommunisten nicht nur am Montag beschäftigt waren, sondern haben auch andere Tage einbezogen in unsere Aktivitäten -, ein Wort von Václav Havel zitiert, das er noch vor dem Ende des Kommunismus seinen Landsleuten ins Stammbuch geschrieben hatte. Ich habe es immer und immer wieder zitiert. Er sagte damals: „Die Macht der Mächtigen kommt von der Ohnmacht der Ohnmächtigen.“ Mein Gott, was für ein einfaches Wort. Es ist für viele vielleicht zu simpel und trotzdem enthält es eine unglaubliche Wahrheit. Ich habe ja nicht umsonst von diesem sehr angenehmen und klugen Menschen erzählt, der unfähig war, loszugehen als die Zeit reif war. Er war noch gebunden. Man muss seine Ohnmacht erst als Ohnmacht erkennen, um sie loswerden zu wollen.

Und das ist vielen dann gelungen. Aber ich werde nie vergessen, wie angstvoll die ersten Demos waren. Wir sprechen jetzt alle immer von jenem glorreichen Tag, dem 9. Oktober in Leipzig. Aber wenn Sie eine Woche davor mal hinschauen nach Leipzig

oder den 6. Oktober anschauen in Plauen, wo man sich vorbereitete, um am 7. den Nationalfeiertag der Kommunisten und ihren Staat zu feiern und das Volk sich vorbereitete endlich die wahre Meinung zu sagen. Die Angst, die unter uns war.

Lasst uns an diese Angst denken. Leben ohne Angst ist nicht zu haben. Und wenn wir unsere friedliche Revolution allein unter dem Gesichtspunkt unseres Heldentums erzählen, dann lassen wir eine zwar schwere, aber doch kostbare Hälfte weg. Also schauen wir doch ruhig zurück und sehen, dass unsere ersten Schritte auf die Straße durchaus begleitet waren von viel Angst. Und diese Angst hielt viele, übrigens nicht nur Alte, sondern auch Junge, viele Studierende zum Beispiel, noch fern von der Straße. Sie hatten zu viel schon an Anpassung geleistet, um an diese Uni zu kommen als dass sie nun unmittelbar auf der Straße stehen wollten.

Wir denken daran, wie wichtig es ist, konstruktive Minderheiten in einer Gesellschaft zu haben, die ihr Verhalten nicht nach der Mehrheit der mit ihnen Zusammenlebenden ausrichten. Und ich bin sehr dankbar, dass hier daran erinnert wurde, dass in den Kirchen des Landes solche Minderheiten existierten. Die alleine hätten aber die friedliche Revolution nicht geschafft. Nur ohne sie wäre alles vielleicht ausgeblieben.

Es gibt ja auch heute noch Kommunismus. Und wäre das Ganze, was wir erlebt haben, nur eine Implosion gewesen, ja mein Gott warum ist dann der Kommunismus in Kuba und China nicht auch schon implodiert? Offensichtlich ist dort die Zeit nicht reif. Und wir sehen: In Nordkorea essen die Unterdrückten zeitweilig Gras und das über Jahre. Also der Grund, dass es kollabieren könnte, ist objektiv gegeben. Aber es fehlt diese kritische Masse, die eine Gesellschaft in Richtung Veränderung zu bewegen vermag. Und deshalb denken wir voller Dankbarkeit an die Freundeskreise in den Minderheiten, die manchmal für uns schon übertrieben aktiv waren und an die kirchlichen Gruppen.

Ich werde nie vergessen, dass ich in meiner Zeit als Pfarrer in einem Rostocker Neubaugebiet erlebt habe, wie zwei meiner Jungs aus der Jungen Gemeinde von der erweiterten Oberschule gefeuert wurden, bloß weil sie das Abzeichen eines sowjetischen Denkmals trugen. Schwerter zu Pflugscharen. Das ging nicht. Wer das

zu dokumentieren meinte, hatte an einer Oberschule der Deutschen Demokratischen Republik nichts zu suchen und musste daran gehindert werden, das Abitur zu machen.

Die Erfahrung, die diese Gruppen vielen voraus hatten, ist, dass man nicht stirbt, wenn man anders ist. Aus solcher Haltung kann das entstehen, was wir später als aufrechten Gang bezeichnen. Dann aber kam die Mobilisierung der Massen. Es ist für mich sehr interessant gewesen, dass es das Volk als politisch handelnden Akteur tatsächlich gibt. Ich dachte immer, das ist eine Erfindung aus politischen Büchern. Aber sich selber als Teil eines Volkes zu sehen, das bereit und fähig ist, etwas zu riskieren für die Zukunft, das hat mein ganzes Denken und auch mein Verhältnis zu meinen Landsleuten total verändert.

1989 kam ich mit meinen Landsleuten auf du und du. Und darum, meine lieben und hochverehrten Sachsen, war es für mich ein quasi göttliches Geschenk als Sie auf den Straßen Ihres Landes diesen wunderbaren einfachen Satz geprägt haben: Wir sind das Volk. Vier Wörter bilden das größte politische Wort, das die Deutschen in ihrer Politikgeschichte je geprägt haben. Kein König, kein Kaiser, kein Präsident und erst recht kein erster Sekretär hätten je ein bedeutungsvolleres Wort gesagt. Einmal ist es so bedeutungsvoll, weil es so kraftvoll und spontan eine Lebenswirklichkeit, die die Menschen empfunden haben, zum Ausdruck bringt. Es hat somit eine ganz eigene Authentizität.

Aber zum anderen ist es politisch so bedeutsam, weil es in einem Satz die Rückkehr einer ganzen Bevölkerung in die Mitte der europäischen Bürgergesinnung beschreibt. Denn wir können diesen einfachen Satz auch so deuten, dass er die Rückkehr von lange Unterdrückten und Ohnmächtigen auf das Handlungstableau beschreibt, dass also damit gesagt wird, wir sind nicht eurer Volk, sondern wir sind Citoyen, wir sind Bürger. Also wird im Grunde wiederentdeckt, was in der europäischen Demokratieentwicklung früh bedacht und so schmachvoll verloren worden ist. Und indem wir diese Wiedergewinnung der Haltung eines Citoyens erblicken, erkennen wir, dass es großartig ist und plötzlich verändern wir uns. Die Sache mit dem aufrechten Gang konnte man manchmal körperlich spüren. Ich hatte in diesen Wochen der überzogenen und hektischen Aktivitäten überhaupt keine

körperlichen Gebrechen mehr. Es fehlte nicht viel, so erschien es manchen von uns, und wir wären geflogen. So außerordentlich anders war es im Herbst `89!

Es gibt da einen Begriff der politischen Sprache für diese Veränderung im Habitus von Menschen. Das ist der Begriff „Ermächtigung“. Freilich haben deutsche Ohren mit diesem Begriff ein kleines Problem. Aber wir wollen doch unsere Sprache nicht denen zum Raub geben, die sie missbraucht haben. Also sagen wir jetzt ruhig weiter, das war eine Ermächtigung. Wir flüchten nicht ins englische Wort, wo man den Begriff ungestraft verwenden kann. Denn ich rede nicht von Missbräuchen, ich rede von tief prägenden Erfahrungen, die aus dem Sklaven einen Menschen gemacht haben. Nichts weniger als das ist es, was wir auf den Straßen erlebt haben und darum haben wir damals so anders ausgesehen. Wir waren so stark und so glaubwürdig. Und so viele ließen sich von uns anstecken!

Es war doch wunderbar, als wir damals die SED, die die meisten von uns nicht mochten, erlebt haben als einen sehr unterschiedlichen Haufen. Auch in dieser Partei gab es plötzlich Leute, die sich anstecken ließen von diesem „Wir sind das Volk!“. Dieses Wort war ja das Signal einer großen Delegitimierung, die über die herrschende Gesellschaft hereinbrach. Und viele der jüngeren der SED-Genossen fühlten sich eingeladen, an der Erneuerung mitzuwirken.

Wie traurig, dass viele von ihnen das vergessen haben. Und so tun als hätte es nicht genügend Grund gegeben, damals aufzustehen und sich auf die Seite der Mehrheit des Volkes zu stellen.

Was zur Ermächtigung auch gehört ist, dass man seine eigenen Möglichkeiten entdeckt. Und auch da tut es gut in diesen Zwischenraum zu schauen zwischen Ohnmacht und Freiheit. Denken Sie einmal an den 7. Oktober 1989. Genosse Gorbatschow war aus Moskau herbeigeeilt und er wurde von einigen händeringend erwartet und von den Machhabern gerade mal so geduldet. Freilich würde er noch einmal kommunistisches Zeug aufsagen, aber unten auf der Straße waren Leute, die riefen ihm zu, was sie von ihm erwarteten. Sie riefen: Gorbi, hilf.

Erinnern Sie sich an diese Situation. Da ist die Ermächtigung noch nicht da. Da spricht noch der Untertan, der zwar seiner Beherrscher leid ist, aber der sich noch nicht vorstellen kann, dass man anders als durch Bitten und Eingaben an die führende Instanz sein Leben ändern kann. „Gorbi, hilf.“ Mancher hat den kryptischen Satz, den Gorbatschow damals gesprochen hat und der durch die Vermittlung eines kundigen Dolmetschers in eine historisch relevante Form gebracht worden ist, als eine Hilfe gesehen. Aber eigentlich mussten wir lernen, wenn sich etwas ändern soll, dann müssen wir den eingeschlagenen Weg weitergehen. Es zeigte sich, wie wichtig die Minderheiten waren, die die neuen Papiere vorgelegt hatten oder die neue Parteien gegründet hatten; das war wahrlich nicht einfach.

Die Freunde, die die SPD in einem Pfarrhaus in Brandenburg neu gründeten, hatten mit einigen SPD-Genossen drüben im Westen große Probleme. Das lasst mal lieber, wurde ihnen bedeutet. Das störte Verhandlungen mit dem Politbüro. Der Status quo war in Gefahr.

Für uns alle, die wir damals Neues wagten, wo wir auch immer waren, war das mit Risiken verbunden. Aber das Schöne war, die Risiken haben uns nicht entmutigt, sondern die haben uns angefeuert. Was für ein Unterschied zu heute! Heute erscheinen uns die Risiken ja dauernd so, als müssten wir daran zugrunde gehen. Aber damals war nichts davon, wir wollten siegen. Nichts weiter als das. Es war nicht ganz klar, wie das gehen sollte. In unserem mutigeren, viel mutigeren Nachbarland Polen hat man sich ja am Schluss so geeinigt, dass es noch zu gar keinen richtig freien Wahlen kam, sondern dass es erst so ein Agreement gab, wo die Opposition eine gewisse Zahl von Stimmen im Parlament zugeteilt bekam.

Aber bei uns ging es dann alles sehr schnell. Wir spürten, es ist Befreiung. Und diese Befreiung war, und das muss man auch einfach zugeben, etwas Einmaliges. Es ist ein Fest gewesen. Die zauberhafte Hochzeit und noch kein Gefühl für die spätere lange Ehe und ihre Probleme. So etwas gibt es, solche Feste des Lebens. Die Mühen der Ebene sind da noch nicht im Blick, sondern es ist schön. Es explodiert. Befreiung ist immer schöner als Freiheit, weil da etwas anfängt. Deshalb sind wir heute ganz natürlicherweise anderer Stimmung. Dauerhochzeit ist nun mal nicht möglich, übrigens auch nicht wünschenswert.

Sollte ich nur über das Heute sprechen? Das konnte ich nicht. Ich musste über diese Erinnerung, das, was uns prägt, sprechen. Ich wollte nicht nur den Staub der Ebenen aufwirbeln. Das genügt einfach nicht an einem Festtag.

Also, jetzt sind wir an dem Schritt, wo wir von der Befreiung zur Freiheit übergehen. Schnell zeigte sich 1990, dass die Menschen unter Freiheit etwas ganz Unterschiedliches verstanden. Für die einen hieß Freiheit, ich darf jetzt alles. „Visafrei bis Hawaii“, einer der Sprüche, die damals Konjunktur hatten.

Für die anderen war Freiheit aber schon Freiheit für etwas. Sie hatten sich Gedanken gemacht wie das Land zu reformieren sei, dass wir neue Parteien haben müssten, ein neues Rechtssystem. Dass wir vielleicht auch unsere Länder wieder haben wollten. Ach, was fiel uns damals alles ein.

Wir sind ja damals gelegentlich aus Bayern und von anderen Orten als Laienspieler bezeichnet wurden. Aber ich sage Ihnen, es war die schönste Zeit unseres Lebens als die Laienspieler es lernten, sich als Profis zu betrachten. Denn da war es doch, da war doch diese Bürgergesinnung, die sagt, das was da draußen ist, das ist meine Sache. Weiter können wir im politischen Leben nicht kommen als dass die Zeitgenossen sich und die Verhältnisse um sich herum in einer Einheit erblicken und sagten: Das ist unser Tun, Freiheit zu etwas.

Wir haben also damals schon gelernt, dass manche Leute Freiheit weiter so denken wollten, wie es Jugendliche tun. Wenn du 14, 15, 16 bist oder 18, denkst du, Freiheit heißt, die Alten haben nichts mehr zu sagen, ich bestimme selbst mit wem ich ausgehe, wie lange, was ich tue beim Ausgehen und so weiter und so fort. Aber älter geworden merkt man ganz automatisch im Leben - zumal, wenn man einen anderen Menschen liebt, oder seine Kinder liebt oder seinen Beruf liebt, seine Aufgabe -, dass eben Freiheit auch so zu deuten ist, wie wir es eben getan haben, als die Freiheit, etwas zu tun. Freiheit für etwas.

Wir könnten sagen, man kann das Wort „Freiheit“ in der deutschen Sprache mit einem anderen Wort übersetzen, wenn es für Erwachsene gelten soll. Es heißt dann

„Verantwortung“. Und in diesem Sinne liegt Freiheit nicht jedem und hat Ohnmacht einen eigentümlichen Reiz.

Denn es ist ja so und Sie, die im Parlament arbeiten und Sie, die sie in Bürgervertretungen sitzen oder auch Sie, die sie in einem Wirtschaftsunternehmen Verantwortung übernehmen, Sie wissen ja, was mit Verantwortung verbunden ist. Dass Sie angesprochen werden können, verantwortlich gemacht werden können. Eben nicht nur für Erfolge, sondern auch für Misserfolge.

Und das süße Gift der Ohnmacht besteht darin, dass der Ohnmächtige ja leider ohnmächtig, aber Gott sei Dank auch nie verantwortlich ist. Und deshalb entsteht das Paradox, dass Menschen, wenn Sie politisch reden, durchaus etwas dagegen haben, ohnmächtig zu sein. Aber in ihrem praktischen Leben oft zu einer Lebensform neigen, die nach einer andauernden Ohnmacht strebt. Als wäre das ein Schutz davor, dingfest gemacht zu werden.

Jetzt nähern wir uns jenem Gebiet, das für viele schwer zu erkennen und schwer zu ertragen ist. Wir treffen uns im Osten Deutschlands. Und die Menschen, die hier aufgewachsen sind, haben 12 plus 44 Jahre Diktatur hinter sich. Klar, unter unterschiedlichen Fahnen und Ideologien, aber in so unterschiedlichen Ideologien konnten die, die unten waren, gleichwohl sehr ähnliche Erfahrungen machen. Und wer immer diese Zeit erlebt hat, kennt jene Mischung aus Anpassung und Angst, die viele von uns umgeben hat, so als Schutzhaltung. Nur nicht auffallen.

Sie kennen das, dass man zwar aufsteigen konnte, auch die modernen Diktaturen haben ja moderne Elemente in sich, aber es ist ein uraltes Modell des Aufstiegs der Partizipation, das uns in den Diktaturen ja begegnet: Nicht nur die, die Minister werden wollten oder Chefjuristen, sondern schon die Förster, die Kapitäne und Chefsingenieure wurden gefragt: Und Kollege, bist du schon Mitglied unserer Partei?

Und wer dann ausweichen wollte und sagte, nein, ich fühle mich noch nicht reif genug, musste schnell erkennen, der Weg nach oben führte über diese „Reife“ und die wurde eben dann von vielen vorgeführt, oft gespielt oder mühsam antrainiert.

Wenn wir uns fragen, was ist das, was uns damals begegnet ist in dieser Kaderpolitik, dann ist es der Ansatz eines Landes, das Menschen zwar Aufstieg gewährt, aber nur nach einem Akt der Unterwerfung. Ein uraltes vormodernes Politikmodell begibt sich wieder auf die politische Bühne mitten im 20. Jahrhundert in beiden Diktaturen. Es ist aus der feudalen Zeit entlehnt. Es lautet, knie nieder und du wirst aufsteigen.

Und eben in dieser Haltung wächst nun die Bevölkerung im Osten auf und eben nicht nur 12 Jahre wie die Westdeutschen, sondern 12 plus 44 Jahre.

Nenne deine Ohnmacht nicht Ohnmacht, nenne sie anders. Nenne deine Angst nicht Angst. Nenne deine Anpassungsbereitschaft Überzeugung. Und mache mit oder ohne Überzeugung das, was sie von dir fordern. Sei, selbst wenn du widerständig bist, doch mit einer Minimalloyalität ausgestattet, die alles beim Alten lässt. Und so ergibt sich diese Mischung von Feigheit, Angst, Anpassung und unüberzeugter Minimalloyalität.

So entstand dann eine Bürgerhaltung, die dann doch sehr dauerhaft wirkt und große Teile der Bevölkerung geprägt hat. Ich habe eben gesagt, Bürgerhaltung, das ist natürlich falsch. Denn Bürger nennen wir die Menschen, die Bürgerrechte haben. Also ein Mensch, der in der Diktatur lebt, als Bürger zu bezeichnen, das ist euphemistisch. Bei nüchterner Betrachtung müssen wir für einen Menschen, der nicht wählen darf, dessen Bürger- und Menschenrechte nur zum Teil gewährt werden und dessen Rechte nicht durch die Herrschaft des Rechtes gesichert sind, eine andere Begrifflichkeit verwenden.

Ich habe es eine Zeit mit „Staatsbewohner“ versucht. Also wäre die DDR ein Volk der Staatsbewohner gewesen. Irgendwann ist mir aufgegangen, dass diese Begrifflichkeit auch ein Euphemismus ist. Denn ein Bewohner eines Hauses kann sein Haus betreten und verlassen.

Wie war das jetzt mit mir, wenn ich mit meinen Kindern in Warnemünde auf der Mole spazieren ging des Sonntagnachmittags und das weiße Schiff fuhr nach Dänemark und das Kind sagte, da wollen wir auch rauf Papi. Und du sagtest zu dem Kind, nein

mein Kind, da können wir nicht rauf. Aber da sind Menschen drauf. Ja, sagtest du, mein Kind, aber es sind andere Menschen. Ja was für andere? Na die kommen aus dem Westen. Ja sind das denn bessere Menschen? Nein, aber sie dürfen dorthin fahren. - Oh, das finde ich blöd, sagte das Kind. Und was habe ich dann geantwortet?

Ich konnte mein Haus also nicht verlassen. Wenn ich heute nach der passenden Begrifflichkeit suche, bei der Bemühung das Wort Bürger durch einen angemessenen Begriff zu ersetzen, komme ich eigentlich auf das Wort und die Erkenntnis, dass ich ein Insasse war, ein Staatsinsasse. Denn in Anstalten hat der, der dort wohnt, nicht den Schlüssel, sondern ihn schließt man ein oder man gewährt ihm Ausgang oder man schließt ihm auf. Ist es nicht das, was wir erlebt haben? Und bleibt es uns nicht im Halse stecken, was wir gerade besprechen? Wenn ich jetzt Wessi wäre, würde ich dieses Wort natürlich niemals sagen, weil Sie dann alle beleidigt wären. Aber ich spreche von meinem eigenen Leben. Ich spreche von dem, was ich wenigstens im Rückblick so benennen muss. War ich, ein einigermaßen ausgebildeter Mitteleuropäer im 20. Jahrhundert, etwa 50 Jahre meines Lebens ein Insasse?

Peinlich und schwer, sich so zu erinnern, nicht wahr? Es ist zwar richtig, aber man möchte es nicht so deutlich auf den Punkt bringen. Und plötzlich spüren Sie, wie interessant Nostalgie ist. Nicht nur für politische Menschen, sondern auch für ganz unpolitische. Nostalgie tut nicht weh, dies aber tut weh, so an sich selbst zu denken.

Aber es ist wie in der Therapie, meine Damen und Herren. Ohne eine Erinnerung an frühere Verletzungen in seinem Leben, wird man keinen neuen Boden unter die Füße kriegen, wird man sein Leben nicht neu gründen können. Und deshalb werden wir es immer und immer, wenn nötig, wiederholen diese Einkehr bei dem Leben, das als politische Wirklichkeit ein einziger Rückschritt war, und wir werden den Legenden der Nostalgiker entschlossen widersprechen und werden uns nicht fürchten das anzuschauen, was uns wehtut.

Ich bin vorhin als früherer Bundesbeauftragter für die Stasiunterlagen angesprochen worden und manch einer mag vielleicht auch befürchtet haben, dass ich das zum Thema meiner Rede mache. Weit gefehlt.

Man braucht die DDR nicht nur über Stasi zu definieren, ich habe es selbst übrigens nie getan. Ich habe vor über zehn Jahren schon darauf hingewiesen, dass die Aufarbeitung der DDR scheitern wird, wenn Sie sich nur auf die Stasi konzentrieren würden. Aber allein die Aufzählung der Defizite zeigt uns, dass die DDR und die kommunistischen Satellitenstaaten insgesamt ein politischer Unort waren.

Wir erlebten eine vormoderne Herrschaftsform. Wir sagten es schon, wir haben uns zwar teilweise daran gewöhnt, dass Partizipation nur für Unterwerfung zu haben war, aber ob wir das abgelehnt haben oder nicht: Nur in unserer Seele schlummert das, was wir an Lebensprozessen und Lebenserfahrung so viele Jahre internalisiert haben.

Was wir gelebt haben, hängt uns an. Das macht uns aus. Wir sind nicht nur das, was wir denken, sondern wir sind auch das, was wir gelebt haben. Es ist unsere Mentalität, es ist die Art wie wir gehorsam geworden sind, die uns so lange anhängt. Und Mentalität wandelt sich nun einmal signifikant langsamer als das Wissen.

Aber zählen wir die Defizite nur andeutungsweise noch einmal auf, die die Grundlage für meine Überzeugung bilden, dass diese kommunistische Herrschaftsform ein politischer Unort war.

Erstens: Niemand von uns durfte seine Regierung in freien, gleichen und geheimen Wahlen wählen und abwählen. Was in anderen Orten Europas schon unsere Großeltern tun konnten, war uns versagt. Ich selbst war 50 Jahre alt, als ich meine Regierung zum ersten Mal wählen durfte. Es war der 18. März 1990, es war in Rostock. Ich weiß noch wo das Wahllokal war. Und als ich heraus kam, musste ich das Taschentuch suchen und meine Tränen abtrocknen. Es hatte mich irgendwie erwischt, dass ich nun doch noch wählen durfte, dass ich ein Bürger sein durfte.

Zweitens: Unsere Bürger- und Menschenrechte waren rationiert. Nicht, dass es sie überhaupt nicht gegeben hätte. Natürlich hat auch ein sozialistischer Staat Schutzfunktionen übernommen, die wichtig waren, denn sonst wäre ja das Chaos

ausgebrochen. Aber Sie waren wesentlich reduziert, sodass wir nicht zu Unrecht von unfreien Zuständen sprechen können.

Drittens: Es gab keine Herrschaft des Rechtes, dazu keine Verwaltungsgerichte und kein Verfassungsgericht. Und diese Art von Gericht ist nun oftmals letzter Beistand derer, die ansonsten ohnmächtig sind. Was, wenn das auch noch fehlt?

Viertens: Gewaltenteilung existierte de facto nicht.

Fünftens: In freien Staaten gibt es dann noch Vereine, Parteien, wo man sich verbünden kann, in der Diktatur nicht. Schauen wir doch auf die Gewerkschaften, meine Damen und Herren. Die braunen und dann die roten Herrscher haben diese Interessengruppen der Arbeitnehmerschaft kastriert. Sie haben sie verwandelt, bis sie unkenntlich wurden. Sie haben sie zu Agenturen der Staatsmacht gemacht. Ich verstehe deshalb nicht, dass Kommunisten nicht besonders entschlossen die Aufarbeitung der kommunistischen Diktatur fordern. Denn die Kämpfe der Arbeiterbewegung, die zu freien Gewerkschaften geführt haben, sind ja im Grunde umsonst gewesen, weil wir später die Gewerkschaften als Agenturen der Staatsmacht erlebt haben. Und genauso ist es an den Unis gewesen. Während man in freien Teilen die Studentenvertreter wählt, wählten wir unsere Zentrale Hochschulgruppenleitung oder unseren Seminargruppenssekretär der FDJ.

Sechstens: Während in anderen Teilen der Welt freie Meinungsbildung durch freie Medien existierte, hatten wir das „Neue Deutschland“ und eine gleichgeschaltete Medienlandschaft. Während es in anderen Teilen der Welt Glaubens- und Gewissensfreiheit gab, die diesen Namen verdient, waren diese Grundrechte bei uns eingeschränkt.

Wenn wir diese Defizite aufweisen, gehört es einfach dazu, dass wir begreifen: Diese Trainingszeit, die die Westdeutschen hatten, als sie vom Kriegsende angefangen, Jahr um Jahr lernten, was Zivilgesellschaft bedeutet, die hatten wir in den östlichen Ländern nicht.

Ostdeutsche, das wissen wir alle, sind ja nicht anders, irgendwie diktaturkompatibler. Denn irgendwann hat die Diktatur ja auch im Rheinland und im Bayerischen funktioniert. Wenn man einmal die alten Zeitungen aufschlägt, sieht man, es gab dort auch überall einen Ortsbauernführer und einen Bürgermeister und ähnliches. Das heißt, Diktatur kann jeder. Aber wir mussten sie eben etwas länger können. Und so fehlt uns diese so interessante Zeit, als sich Westdeutschland neu gründete, geistig, politisch, ökonomisch neu gründete und definierte und bis in die 68-er-Kämpfe auch schwertat mit sich selbst. Aber Schritt für Schritt entstand dann eine neue freiheitliche, offene Gesellschaft, die wir doch heute als Zivilgesellschaft bezeichnen können.

Und während dieser ganzen Zeit haben wir im Osten das trainiert, was unsere Urgroßeltern unter Königen und Fürsten auch schon trainiert hatten. Und deshalb ist es dazu gekommen, dass wir hier im Osten Deutschlands auch so eine andere politische Kultur haben, im Ganzen etwas „altdeutscher“. Also wo Gehorsam und auch ein Schwarzweißrastrer bei Auseinandersetzungen eine große Rolle spielen. Wir haben auch Konfliktlösungen nicht durch Diskurs gelernt und Abwägung, sondern mehr mit Gewalt. Und deshalb gibt es hier in diesem Teil Deutschlands eben mehr Menschen, die sich mit den Prinzipien der Demokratie nicht so vertraut fühlen. Sie fremdeln. Und das ist für bestimmte politische Akteure hilfreich und für uns, die demokratische Mehrheit schlimm.

Und deshalb bestehen diese Gefahren, von denen der Herr Präsident sprach, dass unter Umständen die Zahl der engagierten Bürger zu wünschen übrig lässt. Dass wir mehr tun müssen. Aber wer jahrelang, jahrzehntelang über Generationen, meine Damen und Herren, lernte, was meine Großmutter in vormodernen Zeiten lernte – Ohnmacht und Gehorsam, für den ist Freiheit nicht automatisch anzuziehen wie ein neues Gewand, der muss sich einüben in Freiheit, muss Verantwortung Schritt für Schritt erlernen.

Manchmal, so erkläre ich es jedenfalls Schülern, manchmal erscheint es mir, als wäre Bürger sein wie Fußballspieler sein. Fußball, so wissen Sie ja, auch wenn Sie selbst nicht spielen, gucken Sie es ja öfter im Fernsehen und Sie, meine Damen und Herren, sehen dann am Samstagabend so leicht verfettete ältere Herren mit dem

Bierglas in der Hand, die wissen alles über Fußball. Also vier Millionen Bundestrainer sitzen so durchschnittlich am Samstagabend in deutschen Wohnzimmern. Würde man von diesen Menschen eine Fußballmannschaft bilden, würde nichts klappen, denn sie wissen alles vom Fernsehen, sie sind aber keine Fußballspieler. Denn sie sind nicht draußen gewesen. Fußballspielen kommt daher, dass man rausgeht auf den Platz, sich schindet, trainiert, Ballbehandlung übt, Technik und Taktik übt, die Mannschaft als solche begreift und wenn man das lange genug macht, dann wird man ein Fußballspieler.

Hat das nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bürger? Wird er nicht dann Bürger, wenn er wählt? Wird er nicht noch mehr Bürger, wenn er sich wählen lässt? Sogar die schrägsten Typen gewinnen, wenn sie gewählt sind, einen gewissen Respekt. Ich finde manche Leute, die sich in der Politik äußern für mich nicht akzeptabel, aber ich muss ihnen zugestehen: Als ihre Landsleute sie gewählt haben, da sind sie für mich in ein neues Raster gekommen. Das heißt, ich mag sie bekämpfen, aber ich muss sie respektieren als Mitakteure, so sehr mir als Demokrat ihre Ziele auch missfallen mögen.

Und es zeigt sich, dass wir von dieser Bereitschaft mitzuspielen, oftmals zu wenig haben, das heißt die Fähigkeit ein Bürger zu sein, haben die Westdeutschen nicht mehr als wir, weil sie einen besseren Charakter hätten, denn es gibt keine Charaktermauer zwischen Ost und West, sondern sie haben etwas größere Fähigkeiten, weil sie länger trainieren konnten. Und deshalb ist es eben in Baden-Württemberg objektiv leichter in einer Gewerkschaft, in einer Partei, in einer Bürgerinitiative mitzuarbeiten. Es gibt einfach mehr Leute, die da ansprechbar sind. Es gibt mehr Leute, die einfach in der Schule schon gelernt haben, Klassensprecher zu sein, während wir in der Vergangenheit FDJ-Sekretäre gewählt haben. Und ich sage Ihnen, es gibt einen Unterschied, ob man in der Schule Klassensprecher wählt oder FDJ-Sekretäre oder HJ-Führer. Es gibt auch einen Unterschied, ob man in der Schule eine Wandzeitung gestaltet oder ob man eine Schülerzeitung macht. Und es gibt einen Unterschied, ob man Gewerkschaftsvertreter ist in einer Gewerkschaft, die diesen Namen verdient oder in einer Abziehbildgewerkschaft der Diktaturen.

Bei uns sind eben nicht nur andere Strukturen entstanden, sondern auch andere Haltungen. Deshalb müssen wir manchmal mit besonderer Entschlossenheit in diesem Umfeld agieren, wo die Zeit noch nicht ausgereicht hat, um alle Bürger zu Liebhabern der freiheitlichen Demokratie zu machen. Aber und damit möchte ich zum Schluss kommen, aber wer, wenn nicht wir Deutschen sollten die historischen Gegenentwürfe zur Demokratie gründlich studiert haben? Wir haben sie gesehen mit ihren Heilslehrern und wir haben gesehen, wohin sie unser Land gebracht haben: in eine vormoderne Politikgesellschaft, in der die Mehrheit ohnmächtig war und in der autoritäre Eliten das Sagen hatten. Dass dort Anstand und Recht verloren gehen wie die Demokratie, liegt auf der Hand.

Und deshalb werden wir in dieser Stunde und immerfort sagen: Nein, wir vergessen nicht, wer uns ohnmächtig machte. Nein, wir werden Diktatur immer Diktatur nennen. Und wir vergessen nicht, dass es nicht Zaubersprüche waren, sondern Menschensehnsucht nach Freiheit und Menschenfähigkeit zur Freiheit und Menschenmut zur Tat, die dieses Land verwandelt und erneuert haben. Und eben diese Fähigkeiten brauchen wir in der freien und offenen Gesellschaft ganz notwendig, um die Zukunft zu gewinnen, die wir uns alle wünschen.